



The New Yorker Magazine

„Ach, wenn man noch einmal so unbeschwert träumen könnte wie als Kind!“

nicht mit den vielschichtigen Vorgängen in der menschlichen Großhirnrinde gleichzusetzen; doch habe auch die Evolution eine dem Computermodell ähnliche Vergessenstrategie entwickeln müssen. Wahrscheinlich, so die Forscher, leiste das Gehirn seine Nachbesserungen am Gedächtnis in der Zeit, während der praktisch alle äußeren Reize entfallen – eben im Rem-Schlaf.

Die von Hobson und McCarley beschriebenen mikroelektrischen Zufallsimpulse des Stammhirns könnten dazu dienen, die vielfältig miteinander verwobenen Erinnerungsmuster anzuregen, um so Fehlstellen im Netzwerk aufzuspüren, meinen die Forscher. Ein noch unbekannter Mechanismus merze sodann die Knüpffehler aus.

Beweise der Crick-Mitchison-These stehen freilich aus. Testschläfer, deren Rem-Phasen mehrere Nächte hindurch unterdrückt wurden, zeigten allenfalls Anzeichen leichter Verwirrung und mangelnde Konzentrationsfähigkeit – nur selten berichteten sie über Halluzinationen.

Länger andauernde Experimente, die beweisen würden, daß die Träume der Rem-Phase tatsächlich die von Crick und Mitchison postulierte Korrektur-Funktion erfüllen, scheinen kaum durchführbar. Den Rem-Schlaf für längere Zeit zu unterdrücken, kommt totalem Schlafentzug gleich: Testschläfer, die ein paar Nächte lang bei Beginn jeder Rem-Phase geweckt wurden, verfallen nach dem Einschlafen sogleich in Rem-Schlaf.

Doch gleichgültig ob sich ihre Theorie bestätigt oder nicht, eine Zukunft – so glauben Crick und Mitchison – habe sie auf jeden Fall. Werde sie für den Men-

schen widerlegt, würde das ihre Bedeutung für die Entwicklung von Computern „mit künstlicher Intelligenz“ nicht schmälern.

Sollte sie sich aber bestätigen, dann hätten Träume als Spiegel der Seele wohl ausgedient. Dann sei ja erwiesen, meinen Crick und Mitchison, daß Träume „genau das Zeug sind, dessen sich das Gehirn entledigen will“.

## VÖLKERKUNDE

### Körperliche Analphabeten

Eine afrikanische Völkerkundlerin promoviert in Köln mit einer Untersuchung über die Stammesriten der deutschen Protestanten. Zum umstrittenen Projekt entstand ein ungewöhnlicher Dokumentarfilm.

Wenn die Neger drei Takte Beethoven hören, machen sie Schluß mit ihrem Tamtam. Protestantische Lehrersfrau

Eben nicht!

Schwarze Ethnologin

Die Kamera schwenkt vom Fernmeldeturm Düsseldorf über ein Knäuel zusammengeschmolzener Industrieanlagen. Ihr Blick dringt durch gelblichen Dunst. Drunten dreht sich, aus Kesseln und Backsteinschlotten keuchend, die zivilisierte Landschaft. Wie Metallperlen fließen Autos auf Zubringerschnüren hinein und hinaus.

Unmeßbar weit von dieser Szenerie entfernt liegt der Ursprung der Begleitmusik; ein „Tamtam“ afrikanischer Trommler, aufgenommen bei einem Konzert in Khartum. Die ostinaten Rhythmen behaupten sich beinahe gewalttätig über das Bild, spalten die Sinne des Betrachters entzwei.

Wie der Habicht auf die Maus stößt der Kamerablick hinunter zwischen die

Fabriken, ergreift dort eine Milchglasfassade, auf der in verschiedenen Etagen Arbeiter als Schattenmenschen hin und her wandern. Jäh verzerrt sich die Trommelmusik, und jetzt erst, als sie per Tonbandtrick zum Preßlufthämmern gerinnt, treffen sich Bild und Ton, beschreiben gemeinsam Disharmonie.

Voll innerer und äußerer Sprünge, seltsamer Synthesen und Fremdklänge, wie diese Bilder des Regisseurs Peter Heller, ist das Leben der Person, der sein Dokumentarfilm „Wie andere Neger auch“ bei ihrer Arbeit zusieht.

Die Kreolin Diana Bonnelame, 41, ist schwarz und lebt unter Weißen. Ihre Kindheit verbrachte sie auf Mahé, der Hauptinsel der Seychellen, heute arbeitet sie im Ruhrgebiet. Kreolisch ist ihre Muttersprache, bei den Katholiken an der Missionsschule mußte sie französisch sprechen, später, auf der britischen Höheren Schule in Mombasa, Kenia, war es englisch.

Sie lernte zwei typische Frauenberufe, Bibliothekarin und Dolmetscherin. Heute setzt sie als Wissenschaftlerin eigenwillig und ambitioniert ihre Ideen durch: Als schwarze Ethnologin und „aus schwarzer Sicht“ erforscht Diana Bonnelame Aspekte weißen Lebens.

Die füllige, explosive Frau promoviert derzeit in Köln mit dem Thema „Religiöse Erziehung Heranwachsender evangelischen Glaubens in einer Großstadt der Industriegesellschaft“, und unversehens ist sie dabei, ein Fach zu erweitern, dessen Vertreter es gemeinhin in exotische Fernen zieht, wobei zur Doktorarbeit mitunter ein Dreimonatspraktikum bei Perlentauschern oder Wudu-Anhängern genügt.

Diana Bonnelame dagegen lebt seit fast zwanzig Jahren unter Deutschen. Eigene Erlebnisse bedeuten ihr wichtiges



Ethnologin Diana Bonnelame: Einspruch von den „Evangelen“

Material; Gefühl läßt sie ebenso gelten wie Daten und Fragebögenauswertung. „In meinem Bewußtsein bin ich ein bißchen afrikanisch.“

Deutsche Kollegen beargwöhnen das Projekt, vermuten gar, sie benutze die Arbeit heimlich als „Vehikel zur Wissenschaftskritik“. Vor Hellers Kamera entspinnt sich im Doktorandenseminar eine Streiterei, die Kollegen hacken auf Diana ein: „Du sagst, du hast gelebt mit diesen Leuten. Ich weiß nicht, was das methodologisch heißen soll: „Ich habe gelebt mit!“ – „Diana, das wäre doch einfach gewesen, einige Fragebögen, wo du ganz systematisch...“ Sie erschrickt: „Gott bewahre!“ Und der Professor versöhnlich: „Sie sind noch nicht hart genug. Sie haben noch nicht die geistigen Schwielen angesetzt.“ Verzweifelt verdreht sie die Augen.

Andere finden sich, immer gern selbstkritisch und lernfreudig, „betroffen“ und reden von „Denkanstößen“. Ein allzu betroffener Protestant gab Diana Bonnelame allerdings schriftlich, daß er alles unternehmen werde, die Filmkopien einstampfen zu lassen.

Die erste Szene: Unter Palmen, elegant in Regenbogenfarben gekleidet, schlendert die Forscherin durchs Tropengewächshaus eines Botanischen Gartens. En passant interviewt sie Ruhrgebietler, die sich in der klimatisierten Urwald-Vitrine ergehen. Sie nimmt Kurs auf einen Spaziergänger, simuliert das naive schwarze Mädchen, das wissen will: „Was soll ich meinen Afrikanern zu Hause von den Alltagssorgen der Deutschen erzählen?“

Der „Mann aus der Porzellanbranche“ (Filmskript) überlegt: „Ja, daß eben al-

heute, unter welchen Opfern die „körperlichen Analphabeten der ersten Welt“ Leistungsdruck ertragen lernen.

Der Film verfolgt eine Szene im Bremer Überseemuseum. Die schwarze Forscherin sitzt einer Besuchergruppe gegenüber, die eben Photos grausamer Skarifzierungen und Opferriten fremder Kulturen bestaunt hat. Ob Diana Bonnelame solche „Beschneidungen auch mitgemacht“ habe, wagt eine Dame zaghaft zu fragen. „Ich mußte ja eine englische Schule besuchen“, überrascht sie die Damen, „ähnlich funktioniert die Beschneidung in Ihrer Gesellschaft.“ Ja, sogar „Menschenopfer“ gebe es hier, 12 000 im Jahr. „Verkehrs-Opfer – die Statistiker planen sie ein. Diese Menschen werden der Infrastruktur des Industrielandes als Opfer dargebracht.“

Dazu prädestiniert, dem „Gottesstaat der Profitmaximierung als Elite vorzuziehen“, findet Diana Bonnelame die Protestanten. So hat sie ihren Feldforschungsbezirk abgesteckt auf das Bildungsbürgertum evangelischer Prägung in Nordrhein-Westfalen, wo sie die Brutstätten des Establishment aufspürt.

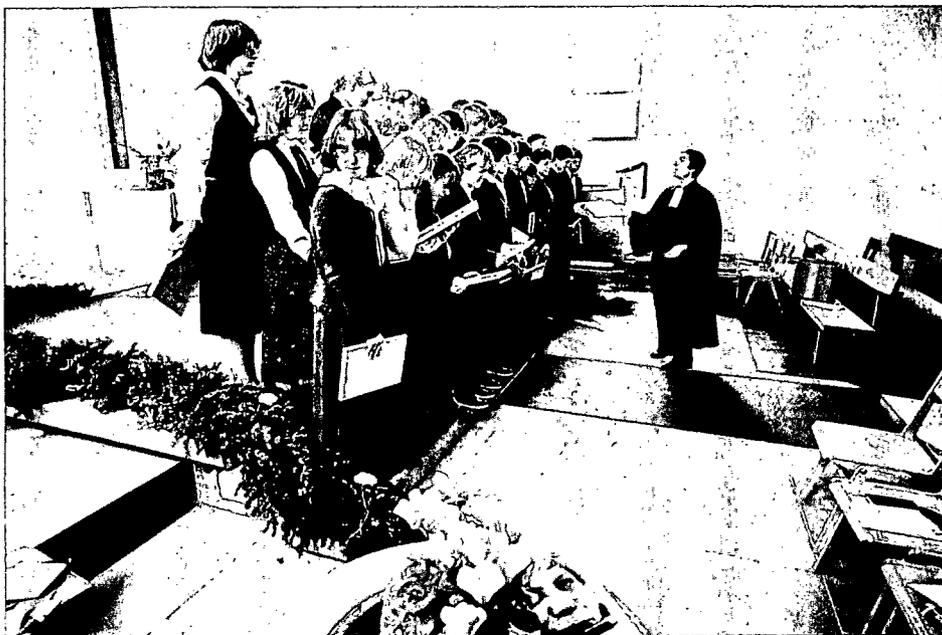
Heranwachsende werden im Konfirmandenunterricht „initiiert“. Heller und Bonnelame wohnen einer Stunde bei: Jugendliche auf Schwedenstühlen im Kreis, oben an der frische, leger gekleidete Pastor, an der Wand im Hintergrund Plakate zur Nicaragua-Solidarität.

Der Pastor (der „Initiator, Zauberer, Priester“) spricht: „Wir sind jetzt drei Jahre in der Dienstgruppenarbeit zusammen, fünf Jahre im Konfirmandenunterricht. Ich habe euch nichts erspart. Was bringt das eigentlich?“

Der krausblonde Initiant Mathias, im Gesicht noch etwas die verquollene Uneinigkeit des Pubeszenten, ist redebereit. Er habe gelernt, „mit anderen in einer Gruppe umzugehen, sie eventuell zu leiten, und dann, wenn es nötig ist, ein möglichst effektives Maß an, das klingt jetzt brutal, aber an Leistung oder so, aus ihnen rauszuholen“. Das hätte er, sagt er, zu Hause so nicht lernen können, offen gesagt.

Auch die akademisch möblierten Eltern begrüßen Mathias' soziales Lernen. Elternhaus und Kirche vermitteln, der Ethnologin zufolge, „das Protestantische, was nichts mit Beten zu tun hat“. Vielmehr sei es ein Konglomerat aus Nüchternheit, Funktionalismus, Aufgeklärtheit, Arbeitsethos, Körperverneinung, Effektivität und dem Überzeugtsein von der eigenen Kultur – ganz klar auch jener „industriefreundliche“ Geist der frühen Calvinisten, die zum Abendmahl nur Christen mit guten Geschäftsabschlüssen zuließen.

Am meisten fällt Diana Bonnelame die Unterdrückung der Frauen auf, die sie in ihrer Heimat nie empfunden hat. „Männer werden bei uns über ihre Mütter definiert. Unser erster Staatspräsident war auch nur der ‚Sohn seiner



Initiationsritual Konfirmation: „Wie andere Neger auch“

Nicht nur im Film, auch mit dem Film gab es Ärger. „Weiße Negerforscher kommen zu uns, als Herrschaftsvertreter der ökonomisch überlegenen Kultur, während meine Evangelen hier mitentscheiden, was darf ich veröffentlichen, was nicht“, erklärt sie in ihrem rheinisch-creolischen Akzent, wohl einem der seltensten, die es gibt.

Der Film\*, zum Großteil von der evangelischen Kirche finanziert, stieß bei den Protestanten selbst auf Widerstand. Die treffenden Zufalls-Interviews, Beobachtungen an Konfirmanden, die für die Elternkultur „initiiert“ werden, und Teegespräche in bürgerlichen Sofaecken erschienen manchem „zu unverschämt, zu locker und unwissenschaftlich“, meint die Autorin. „Die fühlen sich nur wohl, wenn Wissenschaft ein langes Gesicht macht.“

\* „Wie andere Neger auch“ von Peter Heller und Diana Bonnelame. Verleihgenossenschaft der Filmemacher, München.

les stupide ist, wie soll ich sagen, jeden Tag derselbe Rhythmus, immer wieder, nichts Neues oder so.“ Um Aufgeklärtheit bemüht: „Man läßt sich irgendwie durch die ganze Gesellschaft vielleicht da reinpressen, würde ich sagen.“ Bedrückt klingt da der Schlußsatz: „Ich kann an und für sich nicht klagen.“

„Ja, das ist schön, vielen Dank“, bemerkt Diana Bonnelame. Der Triumph steht ihr im Gesicht, einem Ruhrgebietler das Geheimnis seiner Gemütskrankheit entlockt zu haben; sie scheint es wegzustecken, als wolle man ihr die Trophäe abspenstig machen.

Deutschland hat Diana Bonnelame zu schaffen gemacht, nicht nur durch eine gescheiterte Ehe. Bevor sie 1978 ihr Studium begann, vermietete sie 13 Jahre lang ihren polyglotten Kopf – sie spricht fünf Sprachen – an Industriebetriebe im Ruhrgebiet, bis zum psychischen Zusammenbruch. Die Ethnologin fragt sich



Monty-Python-Film „Der Sinn des Lebens“: Nackter Wahnsinn

Mutter“, bevor er sich im Ausland einen Namen gemacht hatte.“

Typisch sei die Situation in ihrer eigenen Familie. „Mein Vater galt als Nichtsnutz. Er war zwar mal Koch, ein guter sogar, aber lieber verbrachte er Stunden mit uns Kindern am Strand.“ Traditionsgemäß gaben Mutter und Großmutter den Ton an, die Mutter verdiente mit eigenen Schneiderentwürfen den Unterhalt für alle 14 Familienmitglieder. „Von Mutter und Großmutter habe ich gelernt, daß Frauen alles schaffen, wenn sie wollen.“

Was Diana Bonnelame hier schaffen will, hat nichts damit zu tun, den Europäern die „gute Wilde“ vorzukaspern. Ihr eigentliches Ziel ist, den Afrikanern Deutschland zu zeigen, und zwar so, wie sie als Ethnologin es sieht. Demnächst soll ihr Film synchronisiert von der kalten in die heiße Welt exportiert werden, als ernüchterndes „Infomaterial für Emigrationsfreudige“.

## FILM

### Tod an der Hecke

„Monty Python's Der Sinn des Lebens“. Spielfilm von Terry Jones. Großbritannien 1983. 106 Minuten; Farbe.

Die Engländer sind so komisch, weil sie verrückt sind. Sie sind so verrückt, daß sie es noch nicht einmal mehr selbst merken“ – nach diesem Motto sagt die Komiker-Truppe Monty Python seit Jahren beharrlich an den Säulen britischen Ehr- und Nationalgefühls.

Sie verspottet Klassendünkel und kolonialen Hochmut, Autoritäten in der Schule, auf der Elite-Universität, in Uni-

form oder im weißen Ärzte-Kittel – alles, was den Briten heilig ist, haut die lärmende Anarcho-Company erbarmungslos in die Pfanne.

Im Fernsehen hatten sie damit, in insgesamt 45 Shows, krachende Erfolge, fürs Kino produzierten die närrischen Pythons beispielsweise die König-Artus-Parodie „Die Ritter der Kokosnuß“. Der Jesus-Ulk „Das Leben des Brian“ erzürnte Kirchenkreise, die in der „unerhörten Film-Satire“ ein „Verbrechen gegen die Religion“ erkannten.

Nun also haben die Londoner Blasphemiker über den „Sinn des Lebens“ nachgedacht, der für die Tollhaus-Truppe natürlich im nackten Wahnsinn liegt – in einer Sketch-Revue, die sich wieder einmal schwer an den Regeln des guten Geschmacks versündigt. Freilich leidet die erheiternde Wirkung dieses tiefenphilosophischen Werks bisweilen an der pythonesquen Brachial-Komik, die ihre Pointen auf dem Schlachtfeld der Klammotte erschlägt.

Kirche, Militär, Schule und Mediziner – alle kriegen sie wieder eins drauf. In einer Sottise über die päpstlichen Empfangnisvorschriften singt eine wohl hundertköpfige Familie im Chor „Jedes Sperma ist heilig“, ein Ballett aus Nonnen und Priestern tanzt dazu. Niederbayrische Meßdiener allenfalls mögen dies als lästerlich empfinden.

Im „1. Zulu-Krieg von 1879“, nächste Nummer, polieren sich – mitten im Gefechtstümmel – blasierte Offiziere die Fingernägel, die niederen Dienstgrade verrecken unterm Zulu-Speer.

Im Sexualkunde-Unterricht an einem britischen Internat erkundigt sich der Lehrer nach den „Möglichkeiten, die Vaginalsefte zum Fließen zu bringen“. Müde spricht der Schüler Watson: „Die

Klitoris reiben.“ Erregt springt der Erzieher auf: „Warum denn kein Kuß, Junge? Warum nicht mit einem schönen, ordentlichen Kuß anfangen?“ Und während die Klasse gelangweilt vor sich hin döst, ruft der Pädagoge seine Frau und führt die Vaginal-Lektion auf einem Klappbett vor.

Aber es gibt auch Episoden, in denen die harmlos-chaotische Blödelei in satirische Bosheit umschlägt, beispielsweise die Freß-Orgie in einem Luxus-Restaurant, wo ein kolossaler Fettsack – nach einem ebenso kolossalen Menü – den feinen Leuten auf die Teller kotzt.

Und selbstverständlich treiben die Pythons auch ihre Scherze mit dem Tod. Während einer Dinner-Party in einem Landhaus klopft der Gevatter leibhaftig mit der Sense an die Tür. Der Gastgeber öffnet und sagt freundlich: „Ach, Sie kommen wegen der Hecke!“

Dieser schwarze Nonsens ist nun doch wieder von der feineren englischen Art.

Peter Stolle

## MEDIZIN

### Buße tun

**Zuviel Kochsalz kann den Blutdruck krankhaft erhöhen. Gefährdet sind die „salzsensitiven“ Menschen – doch woran kann man sie erkennen?**

Eine „Information von Mutter Natur“ gilt unter Wissenschaftlern allemal mehr als das Forschungsergebnis eines Kollegen. Unlängst hat Mutter Natur den Hochdruckexperten ein starkes Argument gegen das Kochsalz in der Nahrung präsentiert: Zum ersten Mal analysierten Ärzte kontinuierlich den Salzgehalt der Muttermilch. Zur Überraschung der Gelehrten, die diesen Wert bisher für konstant hielten, erwies es sich, daß die Mutterbrust dem Säugling von Mal zu Mal weniger Salz zukommen läßt, zum Schluß nur noch zwei zehntel Gramm pro Tag.

Ganz anders die Nahrungsmittelindustrie: Tiefkühlpackungen enthalten einhundertmal mehr Salz als natürliche Nahrungsmittel. Erbsen aus der Dose sind durchschnittlich sogar 250mal stärker salzhaltig als frische Hülsenfrüchte. Am Kochsalz – chemisch: Natriumchlorid, NaCl – wird nirgendwo gespart: Hundert Gramm roher Räucherschinken enthalten 5,6 Gramm, ein Beutel Salzstangen meist schon sechs, 100 Gramm Matjeshering gut sechseinhalb Gramm.

Soviel Salz, sagen die Ärzte, sei viel zuviel: Während der rund drei Millionen Jahre, die die Entwicklungsgeschichte des Menschen währt, ist der Organismus mit der täglichen Zufuhr weniger Zehntelgramm Salz ausgekommen. Erst in den letzten paar hundert Jahren – im Zeitraum der Evolution nur ein kurzer